

Hans Stelzig

GESTOHLENE HEIMAT

EINE JUGEND IN BÖHMEN UND DEM SED-STAAT

agenda

Hans Stelzig

GESTOHLENE HEIMAT

EINE JUGEND IN BÖHMEN UND DEM SED-STAAT



agenda Verlag
Münster
2009

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

2. überarbeitete Auflage

© 2009 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610, Fax +49-(0)251-799519
info@agenda.de, www.agenda.de

Umschlaggestaltung: Frank Hättich
Layout und Satz: Neil Holt/ Hans Stelzig

Druck und Bindung: SOWA, Warschau/PL

ISBN 978-3-89688-376-6

Für meine Kinder

Peter

Hans

Wiebke

Stefanie

1.	Vorwort	9
2.	Die Anfänge	12
3.	Vater wird selbständig	22
4.	Mutter arbeitet	59
5.	Meine große Schwester Gisela	66
6.	Mein Bruder Ernst	69
7.	Kindergarten und Schule	70
8.	Meine Mutter und Frau Schulz	78
9.	Mein Onkel Saradka stirbt	84
10.	Kirchliche Feste	87
11.	Karbid	98
12.	Winterzeit	100
13.	Die Kriegsgefangenen	107
14.	Reisen und Erholung	108
15.	Im Haus meines Großvaters	115
16.	Die große Politik und die kleinen Leute	119
17.	Der Judentempel von Auscha wird geschändet	126
18.	Die Berliner kommen	130
19.	Ernst beim RAD Reichsarbeitsdienst in Dresden	138
20.	Die Russen kommen	149
21.	Die erste Vertreibung	158
22.	Unter tschechischer Herrschaft	164
23.	Wir werden aus der Wohnung vertrieben	172
24.	Die Schule beginnt wieder	180

25.	Der zweite Transport	185
26.	2. August 1946, unsere Vertreibung	189
27.	Umzug in die Engelgärtnerei	197
28.	Die neue Heimat – Graal-Müritz	205
29.	Leben in der Sommerpension	212
30.	Hauptsache überleben	227
31.	Neue Freundschaften	237
32.	Das Weihnachtsfoto	251
33.	Eine Kaufmannsfamilie aus Haida	254
34.	Die Schule beginnt wieder 1946/47	259
35.	Die Hausbesitzer	275
36.	Der Einfluß der katholischen Kirche	285
37.	Katholisches Kinderheim St. Ursula	292
38.	Die Ordensschwwestern von St. Ursula 1946-57	309
39.	Der Bischof kommt zur Firmung	317
40.	Das Leben geht weiter	321
41.	Schwere Arbeit – Harzgewinnung	334
42.	Begegnungen	340
43.	Holzwerkstätten Karl Bendfeldt	351
44.	Lehrzeit in den VEB Holzwerkstätten	356
45.	Belegschaft der VEB Holzwerkstätten	376
46.	So war das Leben	402
47.	Wo sind sie geblieben?	415
48.	Ernteeinsätze und andere Vorkommnisse	420
49.	Ernst wird erwachsen	426
50.	Fluchtvorbereitungen	430
51.	Quellennachweis	436

Dies ist kein Roman. Daten und Fakten stimmen mit der Wirklichkeit überein, wie ich sie zwischen 1945 und 1957 selbst erlebt habe. Ich bin vielen guten Menschen begegnet. Auch von den Anderen habe ich fürs Leben gelernt. Dass ich einige Namen geändert habe, dürfte verständlich erscheinen. Anlass, dankbar zu sein, habe ich genug.

Es gibt viele Gründe, warum ich dieses Buch geschrieben habe. Ich erzähle meine Familiengeschichte. Wer sonst, wenn nicht die eigenen Kinder, müssen wissen, wo ihre Wurzeln stecken, woher ihre Vorfahren kommen, was sie erlebt oder wie sie sich – im Guten wie im Bösen – verhalten haben.

Doch geht es mir um mehr – um deutsche Geschichte und menschliche Schicksale. Ich schildere den persönlichen Weg von meiner Heimat Böhmen über die Zone in den Westen. Ein authentisches Mosaiksteinchen im Gesamtbild der Zeit.

Eine Generation nach dem Mauerfall beginnt sich allmählich die Sichtweise auf die DDR-Geschichte zu differenzieren. Dies betrifft die wissenschaftliche Aufarbeitung. Im allgemeinen Bewusstsein nimmt die Verunklarung der zweiten deutschen Diktatur zu. Die DDR-Nostalgie vernebelt das wahre Gesicht eines Unrechtsstaates. Die betroffene Miene der gelernten DDR-lerin, Bundeskanzlerin Angela Merkel, bei ihrem Erstbesuch eines Stasi-Folterknastes im Mai 2009 sahen Millionen im Fernsehen.

Fest steht, nur in den familiären, kulturellen, kirchlichen oder geistigen Nischen konnte man verhältnismäßig unbeschadet überleben. So auch ich.

Tragisch erscheint mir, wie wenig die Nachkriegsgenerationen über Böhmen und Mähren wissen – über ein Land, das Deutsche seit der ersten christlichen Jahrtausendwende kulturell, wirtschaftlich und ideell, gerade in ihrer deutschen Eigenart, geprägt haben. Traurige Realität ist, dass ein deutscher Prag-Besucher vor Ort nach einer „wirklich brauchbaren deutschen Übersetzung von Kafka“ gefragt hat ...

Die Gründe stellen sich mannigfaltig dar. Die nationaltschechische Geschichtsschreibung, besonders nach dem 1. Weltkrieg, ist weitgehend ideologisiert gewesen und damit verfälschend. Nach 1945 haben Offizielle die Landesgeschichte in unglaublicher Chuzpe so betrieben, als wenn es niemals Deutsche hier gegeben hätte. Das besaß Methode. Die von den amtlichen Landkarten gelöschten Dörfer, die plattgemachten deutschen Siedlungen, die geschändeten deutschen Friedhöfe sprechen heute noch eine beredte Sprache.

Die bundesdeutschen Medien, die Lehrpläne, die Politik haben das in wohlgeübter Korrektheit übernommen. Dem entspricht die westdeutsche Einstellung den eigenen vertriebenen Landsleuten gegenüber. Das politische Verdikt, das Erlittene auch nur benennen zu dürfen oder gar zu beklagen, und damit ein Trauma psychologisch verarbeiten zu können, gilt mir immer noch als Lehrbeispiel an Unmenschlichkeit und Ausgrenzung in der westdeutschen Gesellschaft. Dass Morde, Vertreibung von Millionen Deutscher Kriegs- und Völkerverbrechen darstellen könnten, dämmerte der deutschen Gesellschaft erst mit den vergleichsweise moderaten ethnischen Säuberungen auf dem Balkan.

Die Nachfolgestaaten der alten Tschechoslowakei sind erfreulicherweise der Europäischen Union beigetreten. Das heißt, einer demokratischen Wertegemeinschaft. Es darf von daher nicht als Störenfriederei

gelten, wenn man Unrecht beim Namen nennt. Vogelfreierklärungen, Rechtlosstellung nach den heute noch gültigen Benesch-Dekreten stellen daher nichts anderes als einen menschenrechtswidrigen und gerichtsfähigen Skandal dar. Vertreibung, Diebstahl und Völkermord sind das was sie sind: Verbrechen. Die in den Diskussionen reflexartig vorgebrachten Kausalketten von geschichtlicher Aktion und Reaktion usw. treffen nicht den moralischen Kern. Schuld und Verantwortung bleiben mit der jeweils handelnden Person verbunden. Diese Errungenschaft verdanken wir der europäischen Aufklärung. Und natürlich betrifft es uns dann alle – ob Deutsche, ob Tschechen.

Mein Bericht zeigt aber auch die unerwartete und hoffnungsweisende Menschlichkeit in bedrängter und bedrückter Lage. Der Schlusstrich im Sinne von Verständnis, Vergebung und Zukunftsgestaltung kann nur über Offenheit und Wahrhaftigkeit erfolgen. Genauso bin ich für ehrliche Sichtweisen anderer offen dankbar. Mein Buch will zur Befriedung beitragen.

Stadtlohn, im Sommer 2009

Hans Stelzig

Die Anfänge

Wenn man etwas vertuschen will, dann muss man einfach die Namen ändern, die Bücher verschwinden lassen, und die Sprache verbieten. Das geschah 1945, als die Tschechen die deutschsprachigen Randgebiete rund um die Tschechoslowakei besetzten. Mit Einverständnis der Siegermächte. So ist es nicht verwunderlich, wenn man den Namen meiner Heimatstadt in neuen Lexika nicht findet. Man findet meine Geburtsstadt Auscha im Kreis Leitmeritz nicht mehr. Sie liegt 13 km von Theresienstadt und etwa 80 km von Dresden entfernt. Die Stadt führt heute den Namen Ustek. Die kleine, bei Bierkennern weltbekannte Hopfenstadt – hier wächst der berühmte Auschaer Rothopfen – ist meine Heimatstadt.

Der Name meiner Vorfahren taucht urkundlich schon 1654 in den Prager Steuerlisten auf. Johann Stelzig war Seifensieder, hatte eine Kuh, ein Schaf, ein Schwein und einen dreiviertel Hopfengarten. Mütterlicherseits erscheint in dieser Steuerliste auch der Name Richter. Ihr Besitz: 6 Strich fruchtbarer Boden, zwei Kühe, zwei Schafe, 4 Strich Hopfengarten und ein Weingarten. Ob das genau unsere direkten Vorfahren sind, ist nicht mehr nachvollziehbar, doch die Namen stimmen. Die Ortschaft wird als Dorf urkundlich 1057 erwähnt, als Stadt etwa 1174 und 1194.

In Auscha im Sudetengau erblickte ich am Kudlichplatz 64 in einem Hinterhaus 1936 das Licht der Welt. Meine früheste Erinnerung ist, dass ich über mir eine grünbäuchige Petroleumlampe sah. Sie hing an drei Eisenketten und war schön verziert. Der Zylinder verbreitete ein anheimelndes gelbliches Licht. Die Lampe hing im Schlafzimmer, das gleichzeitig unser Wohnzimmer war.

Ich lag im Ehebett meiner Eltern, einem großen Doppelbett mit hohen Kopf- und Fußenden. Es war aus braun gestrichenem Kiefernholz. Neben mir stand noch ein Bett, an dessen Fußende ein hoher gusseiserner Ofen, der eine wohlige Wärme verbreitete. Zum Fenster hin befand sich ein großer Kleiderschrank und in der Mitte des Raumes ein Tisch. Dahinter war ein Sofa mit hohen Rücken- und Seitenlehnen, das mit braunem Leder bezogen war. Dazu gehörten noch zwei passende Stühle. Rechts von mir führte eine doppelflügelige Tür zur Küche. Als Besonderheit hatte sie im oberen Bereich zwei durchsichtige Glasfenster. Von dieser Tür wird noch zu berichten sein. Ich hatte allen Grund mich wohl zu fühlen. Ich war der Nachkömmling der Familie. Mein Bruder war 9 Jahre älter und meine Schwester sogar 13 Jahre. Dabei bin ich mir nicht so sicher, ob ich gewollt oder ein sogenannter Betriebsunfall war, denn meine Mutter war bei meiner Geburt bereits 38 Jahre, damals ein Alter, in dem man nicht gerade gebärfreudig war. So hatte sich mein Vater für eine zur damaligen Zeit ungewöhnlichen Maßnahme entschlossen. Er ließ meine Mutter in die 13 km weit entfernte Kreisstadt Leitmeritz in ein Spital zur Entbindung bringen. Da alles jedoch gut verlief, kamen wir nach wenigen Tagen wieder nach Auscha zurück. So steht als Geburtsstadt nicht Leitmeritz, sondern Auscha auf meinem Taufschein. Vielleicht wollte die Kleinstadt Auscha mit 2500 Einwohnern eine Neugeburt der Kreisstadt nicht überlassen. Mein Vater vom Jahrgang 1896 war bei meiner Ankunft auch nicht mehr der Jüngste. Zu diesem Zeitpunkt war er selbständiger Maler- Anstreicher - und Lackiermeister. Seinen Gesellenbrief hatte er 1913 beim Maler Puksch erhalten. Als sich 1939 die politischen Verhältnisse änderten, wurde er als Inhaber eines Malerbetriebes in die Handwerksrolle von Reichenberg eingetragen.

Um keine Irrtümer aufkommen zu lassen: Ich blickte 1936 wirklich auf eine Petroleumlampe. Nur wir im Hinterhaus hatten noch kein elektrisches Licht. Elektrisches Licht gab es in Auscha schon seit 1924. Zum ersten Mal erstrahlte bei der Hochzeit meiner Eltern in der Peter-und-Paul-Kirche. Der Glaslüster aus böhmischem Glas, der von der Kirchen-
decke herabhing, funkelte und leuchtete, was nie vergessen wurde, weil dieses Glas den Kirchenraum in einem besonderen Glanz erscheinen ließ.

Die Peter-und-Paul-Kirche, das Schlößl und die Schule waren die größten und imposantesten Gebäude der Stadt. Der Kirchturm war allerdings unvollendet geblieben, es fehlte das Geld. Daher hatte sie einen Helm statt einer Spitzenkonstruktion, wofür nachkommende Generationen sicher sehr dankbar waren. Das Hinterhaus, das wir zu dieser Zeit bewohnten, gehörte meinen Eltern nicht, wir wohnten zur Untermiete. Mein Vater hatte es wegen der günstigen Stadtlage gemietet. Das Firmenschild mit goldenen Buchstaben auf dunkelgrünem Untergrund hing über einem großen Eingangsbogen zur Hauptstrasse hin. Für sein Geschäft war das eine günstige Lage. Viele Besucher der Stadt mussten hier vorbei. Das Hinterhaus hatte einen großen und hohen Schuppen, in dem er seine Gerätschaften wie Gerüste, Leitern, Farben, Pinsel und Schablonen unterbringen konnte. Es war gleichzeitig seine Werkstatt. Auch eine hohe zweirädrige Karre, mit der er seine Arbeitsgeräte zur Kundschaft fuhr, stand dort.

Unsere Wohnung bestand aus einem schmalen Hausflur mit Steinfliesen und einer Stolperstufe nach draußen, einer schmalen langgezogenen Küche und dem beschriebenen Wohn- und Schlafraum. Auch wenn es sich um ein Hinterhaus handelte, hatte es doch seine Vorzüge. Wir

bewohnten es allein und zwischen Straße und Haus befand sich ein großer Hof mit vier Autogaragen zur rechten Seite. An der linken Seite war ein Freizeitgarten mit einer überdachten Kegelbahn und schatten spendenden Bäumen. Es war die Grenze zur Gaststätte und dem Kino Steinke. Steinke war unser Nachbar. So hatte ich viele Spielmöglichkeiten im Hof, wo es auch eine große Sandkiste für mich gab. Die Wege zum Kindergarten, zur Schule und zur Kirche waren nicht weit. Auch die Geschäfte befanden sich vor der Haustür. Autos fuhren nur manchmal auf den Hof, denn nur eine Garage wurde genutzt, die von Dr. Kremser, der im Vorderhaus wohnte und das Auto nur selten benutzte.

Für vier Personen hatte das Haus für damalige Ansprüche genügt, doch als ich heranwuchs, wurde es eng. Allerdings wohnten die meisten Leute in der Stadt so eng, denn Auscha liegt auf einem 2 km langen Sandsteinfelsen, der nicht sehr breit ist, so dass wenig Platz für Wohnhäuser blieb. Immerhin war die Rechnung meines Vaters und meiner geschäftstüchtigen Mutter voll aufgegangen. Das Geschäft lief gut, die Geschäftslage erwies sich als goldrichtig. Wenn die Bauern aus den Dörfern in die Stadt kamen, konnten sie das große Firmenschild nicht übersehen. Es gab wenig Konkurrenz in der Stadt. Ein Mann, der arbeiten wollte, fand auch Arbeit. Früh stellte sich allerdings heraus, dass die Zusammenarbeit mit seinem Bruder Franz ein Fehlgriff war. Franz war von Gesinnung ein glühender Kommunist. In der Praxis war seine Devise: »Was dir gehört, das gehört auch mir. Was mein ist, geht dich nichts an«. Das hätte man ja noch hinnehmen können, doch es sah so aus, dass er nach acht Stunden die Arbeit einstellte, sich in Schale warf und seinen Vergnügungen nachging, während mein Vater bis spät in die Nacht weiter arbeitete, um die Arbeit zu beenden, die Kundschaft zufrieden zu stellen.

Meine Mutter, die das notwendige Startkapital für die Firma mit in die Ehe gebracht hatte, während mein Vater sein Können und seine Arbeitskraft dazu tat, sah sich diese Zustände nicht lange an. Bruder Franz flog aus der Firma. Von da an ging es finanziell schnell aufwärts. Dennoch spürten wir drei Kinder oft, dass meine Mutter meinem Vater bei lautstarken nächtlichen Debatten vorwarf, dass er nichts in die Ehe eingebracht hatte, da er aus ärmlichen Verhältnissen stammte. Die Folgen für meine beiden älteren Geschwister waren schlimm. Neben den seelischen Verletzungen waren alle der Nachtruhe beraubt. Mein Bruder klagte oft, dass er unausgeschlafen dem Schulunterricht kaum folgen konnte und während des Unterrichts einschlief. Dabei kam meine Mutter ebenfalls aus kleinbäuerlichen Verhältnissen. Sie hatte jedoch den Vorteil, dass die kleine Landwirtschaft gut lief, ihr Vater nebenbei eine Stellmacherei betrieb und dazu ein angesehener Musiker in der Stadt war. Wie gesagt, ernährte die kleine Landwirtschaft die Familie recht gut und dazu betrieb ihre Mutter noch einen Kleintierhandel auf dem Wochenmarkt in der Stadt. Sie hatte ihren festen Standplatz, handelte mit Hühnern, Ziegen, Gänsen, Puten und Eiern. Zu ihrer Stammkundschaft gehörten die reichen Juden der Stadt.

Durch ihre Geschäftstüchtigkeit kam zusätzliches Geld in die Familienskasse. Meine Mutter hatte zwei Brüder, die frühzeitig angehalten wurden, mitzuverdienen, indem sie im Wald Beeren und Pilze sammelten, die dem Eigenbedarf dienten, aber auch auf dem Markt unter die Leute gebracht wurden. Eigentlich hatte meine Großmutter 6 Kinder zur Welt gebracht, doch waren drei im Säuglingsalter gestorben. So waren Franz und Pepp (Josef) und meine Mutter übriggeblieben. Das Anwesen lag in der Talstraße. Hinter dem Haus ragten die Felsen der Pudine empor. In

diese Sandsteinfelsen waren tiefe Keller geschlagen worden. In ihnen konnte man gut das Obst und Gemüse lagern, da hier immer gleichmäßige kühle Temperaturen herrschten.

Das Haus der Richters war neben den vielen anderen Richters, die es in der Umgebung gab, als »Musikantenrichter« bekannt. Mein Großvater war nicht nur handwerklich begabt. Er war auch ein begnadeter Musiker. Als junger Bursche sollte er das Konservatorium in Dresden besuchen, doch da kein Geld vorhanden war, wurde er Stellmacher und die Musik wurde ein Nebenerwerb. Er spielte Klavier, Geige, Klarinette, Oboe und noch einige andere Instrumente. Da das Hochamt in der Kirche immer musikalisch gestaltet wurde, oblag es meinem Großvater, die Musikanten, das ganze Orchester zu schulen und zu dirigieren. So war es üblich, dass die Musikanten nach dem Hochamt in der Wohnstube meiner Großeltern zusammen kamen und musizierten. Mein Großvater war auch Musiklehrer für viele Jugendliche, insbesondere für die, welche Geige lernen wollten. Das alles war übrigens kostenlos, wie sich das für böhmische Musikanten gehörte. Für mich und meine Familie hatte das einen Vorteil. Wir hatten damit das Anrecht, in der Kirche neben dem Altar die Seitenbänke als Stammplätze benutzen zu dürfen. Selbst als mein Großvater gestorben war, blieb uns dieser Stammplatz erhalten. Von hier aus konnte man mit einem Seitenblick auf die Orgelbühne im hinteren Teil der Kirche blicken. Links befand sich der Hauptaltar, rechts das Mittelschiff und ganz hinten die Orgelbühne. Dazwischen waren die herrlichen Seitenaltäre und lebensgroße barocke Heiligenfiguren. Und natürlich hatte unsere Mutter ein besonderes Gebetbuch, das sie immer sorgfältig vor sich auf die Kirchenbank legte. Es war ein Hochzeitsgeschenk. Die Deckelseiten waren aus gelblichem Elfenbein und die

Beschläge aus Silber, welches aber meistens etwas angelauten war. Die finanzielle Seite war für meine Mutter demnach recht entspannt, wenngleich für heutige Verhältnisse nicht überwältigend. Allerdings hieß es von ihr immer wieder: »Ich habe 24 Stück Betten mit in die Ehe gebracht«, was ja eigentlich kein so großes Kunststück war bei dem Handel mit Federvieh. Im Winter wurden immer Federn geschlissen, die für die Betten verwendet wurden. Anscheinend war das aber doch ein Zeichen von Wohlstand. Mein Vater hatte es da schon schwerer. An der Konogeder Strasse, am Rande von Auscha gelegen, lag sein Elternhaus. Umgeben von Feldern, die zu dem kleinen Hof gehörten. Das Haus war eines der ältesten Anwesen der Stadt. Halb aus Balken, lehmverschmiert und die Fugen geweißt, halb aus Stein, dazu ein hohes Dach mit einem Doppelboden. Daneben eine Scheune und einige Nebengebäude. Das Plumpsklo befand sich draußen neben dem Haus.

Zwischen Scheune und Haus war in drei Metern Höhe ein Draht gespannt, an welchem der Hofhund sich mittels einer nach unten führenden Leine relativ frei bewegen, aber nicht fortlaufen konnte. Von meinem Großvater wurde erzählt, dass er gern ein guter Gast in der Wirtschaft »Trester« war und dort viel Geld beim Kartenspiel und Alkohol gelassen hat. Das tat dem kleinen Anwesen und der Familie nicht gut. Einmal war es so weit, dass die umliegenden Felder verpfändet waren. Sie konnten aber zurückerworben werden. Eine Besonderheit des Anwesens war eine überlebensgroße barocke Sandsteinfigur des hl. Florian. Deshalb wurde das Haus auch Florianhäusel genannt. Einmal im Jahr, zum Namenstag des St. Florian, zog eine große Prozession von Gläubigen zusammen mit der Feuerwehr von der Stadtkirche zu diesem Florian und es wurde dort ein Gottesdienst abgehalten. Für die Auschaer

war es ein richtiges Fest. Um den St. Florian standen Pflaumen- und Apfelbäume, es gab Gemüsebeete und an dem Haus selbst Rosenstöcke. Sie ließen das Haus sehr gemütlich erscheinen. Betrat man es, kam man in einen Vorraum und zur linken Hand befand sich der Wohnraum. Er war eine große Stube mit vier kleinen Fenstern. Wenn man durch die Tür die Küche betrat, war auf der rechten Seite ein großer Ofen, der eine eingebaute Backröhre und einen eingebauten Behälter für warmes Wasser hatte. Ich erinnere mich, dass mein Großvater auf der eisernen Herdplatte immer Kartoffelscheiben röstete, wenn ich ihn besuchte. Natürlich bekam ich einige davon. Sie schmeckten köstlich. Die Besuche mit meiner Mutter beim Großvater waren jedoch sehr selten, dabei sehe ich den Großvater immer als dünnen, alten Mann vor mir. Alle sagten »Tatel« zu ihm, was so viel wie Großvater hieß. Er stammte aus Simmer, einem Dorf nicht weit von Auscha. Sein Vater hatte dort einen großen Bauernhof. Das Haus dieses Anwesens ist heute noch gewaltig und imponierend, doch hatte er sich mit seinem Vater überworfen, wobei der Alkohol sicher eine Rolle gespielt hat. Jedenfalls wurde er nicht Hoferbe, sondern wurde ausbezahlt und konnte so das Anwesen in Auscha erwerben. Mein Vater wurde noch unehelich in Simmer geboren. Erst später wurde kirchlich geheiratet. Er war das älteste Kind. Ihm folgten Karl, Franz, Marie, Joseph und Annl. Seine Frau hatte es nicht leicht, denn neben den anfallenden Arbeiten auf dem Hof, auf dem auch Hopfen angebaut wurde, war noch das Vieh zu versorgen. Hinzu kam die Sorge um das Geld, das der Mann ins Gasthaus trug. Meine Großmutter starb 1919 und ihr Mann stand alleine mit den Kindern da. Ihnen fehlte ihre Mutter sehr. Sie erinnerten sich gern an die fleißige, rechtschaffene Frau, die mit 49 Jahren starb. Sie hatte kein leichtes Leben geführt und auch die Kinder

hatten es einfach, denn nun mussten sie den Haushalt führen. Sie alle waren sehr intelligent, besuchten die Bürgerschule und brachten sehr gute Noten nach Hause. Doch an ein weiteres Studium war nicht zu denken, es mangelte am notwendigen Schulgeld. Auch mein Vater hatte die Bürgerschule besucht und war dabei so arm, dass er seine Schuhe im Sommer bis zur Schule unter dem Arm trug, um sie kurz vor der Schule anzuziehen. Barfuss hätte er nicht am Unterricht teilnehmen können. Ansonsten lief er den ganzen Sommer über ohne Schuhe, wie übrigens sein Vater auch, sogar im strengen Winter, als er sie sich sehr wohl längst leisten konnte.

Weil mein Vater erlebt hatte, was Alkohol in der Familie anrichten kann, trank er nie übermäßig viel. Er machte sich nichts daraus. Als Jugendlicher war er gesellig und kegelte gern auf der Kegelbahn bei Steinke, unserem späteren Nachbarn. Als er verheiratet war, wurde das Bier in der zwei Liter Milchkanne aus der Gaststätte nach Hause zum Abendessen geholt. Oft wurde ich im Alter von 6 Jahren zum Bierholen dorthin geschickt, was ich gerne machte. Am Sonntag gab es zum Mittagessen meist eine köstliche Nudelsuppe, böhmische Knödel, eine Nachspeise – und dazu gehörte selbstverständlich ein helles Bier.

Doch zurück zur Jugendzeit meines Vaters. Nach dem Besuch der Bürgerschule bekam er eine Lehrstelle als Maler und Anstreicher bei Meister Puksch. Zu diesem Zeitpunkt musste der Lehrling dem Meister Geld für die Ausbildung bezahlen. Als mein Großvater für meinen Vater den Lehrvertrag unterschrieb, befand sich darin die Klausel, dass für alle auftretenden Schäden, die sein Sohn verursachen könnte, sein Vater aufkommen müsse. Es war ein großes Entgegenkommen von Meister Puksch, dass mein Vater kein Lehrgeld zahlen musste. Es wäre ihm auch

nicht möglich gewesen. Die guten Zensuren meines Vaters von der Burgerschule und seine Willigkeit und Anstelligkeit überzeugten den Lehrherren. Zudem war er trotz der schweren körperlichen Arbeit gesundheitlich gut zurecht. Gearbeitet wurde von Sonnenaufgang bis zur Dunkelheit. Einen Achtstundentag gab es nicht. Da die meisten Räume der Häuser nicht beheizt wurden, konnte nur während der warmen Jahreszeit in den Innenräumen gestrichen werden. Bei Kälte war dies nicht möglich. Gesellen bekamen nur eine geringe Entlohnung. Da der Meister mit meinem Vater zufrieden war, erhielt er als Jahreslohn einen abgetragenen Anzug des Meisters. Damit musste er sich zufrieden geben. Ein großer Vorteil dieser Ausbildung war, dass er von dem künstlerisch begabten Meister viel lernen konnte. Dieser hatte eine Kunstausbildung in Dresden erhalten und sich später in Auscha niedergelassen. Nach seinem Tode waren viele seiner Wandgemälde in der Sparkasse und in der Kirche zu sehen. Im Flur der Sparkasse schmückten rote Rosen von ihm die Wände. Meister Puksch malte auch Ölbilder. Nach der Beendigung seiner Ausbildung erhielt mein Vater das Ölbild des Meisters, welches eine Innenansicht der Stadtkirche zeigte. Dieses Bild hatte das Format von 50 x 70 cm und hing bei uns bis 1945 im Schlafzimmer. Auf dem Gesellenbrief meines Vaters stand: »Ich Endesgefertigter bezeuge hiermit, dass Stelzig, geb. 06. November 1894 aus Auscha (Böhmen) bei mir das Maler- und Anstreichergewerbe durch drei Jahre und zwar vom 07. März 1910 bis 07. März 1913 gelernt hat. Da sich derselbe während der ganzen Lehrzeit treu, fleißig und sittlich verhalten, sich die nötigen Gewerbskenntnisse angeeignet und meine volle Zufriedenheit erworben hat, so erkläre ich ihn hiermit von der Lehre frei und als einen befähigten Maler- und Anstreicher Gehilfen, Lackierer: Zur Wahrheit

dessen meine Namenstertigung und das gedruckte Siegel« Auscha den
07. Mai 1913. Eintragung in das Gesellenbuch.

Unterschrieben wurde das Dokument von dem Lehrherren, dem
Genossenschaftsvorstand sowie dem Gemeindevorstand.

Vater wird selbständig

Jetzt hätte mein Vater endlich als Geselle sein Geld verdienen können,
was bei Meister Puksch auch möglich gewesen wäre, doch dann brach
der I. Weltkrieg aus. Mein Vater war gleich bei denen, die sofort eingezo-
gen wurden. Böhmen gehörte ja zur Österreich–Ungarischen Monar-
chie und so wurde er für die Österreichische Monarchie in Leitmeritz im
Corps Kommando, das in der Innenstadt liegt, gemustert und für taug-
lich befunden. Nach kurzer Ausbildung ging es an die Front. Mein Vater
hatte Glück, er musste nicht auf Menschen schießen. Er kam nach Ober-
italien, das damals zu Österreich gehörte, um russische Gefangene zu
bewachen. Sie wurden beim Straßenbau und in der Feldarbeit eingesetzt.
Wenn er am Morgen mit der Gefangenentruppe auszog, konnte es sein,
dass bei der Rückkehr in das Gefangenenlager ein oder auch zwei Mann
fehlten, weil sie ausgerissen waren. Anscheinend war das nicht weiter
schlimm, denn die Ausreißer fanden sich meistens nach einigen Tagen
wieder ein. Sie hatten schnell erkannt, dass das Überleb in einem Gefan-
genenlager der Österreicher sicherer war als an der Front. So wurden die
Ausreißer nicht bestraft. Auch für den Bewacher hatte es anscheinend
keine Folgen.